

Geist und Gehirn

STEFAN BROTBECK: **Das entzauberte Hirnspinnt. Über neurowissenschaftliche Suggestionen und Konfusionen.** PANO Verlag, Zürich 2007, 224 Seiten, 24,80 EUR.

Wenn führende Neurowissenschaftler einem nahe legen, etwa den Begriff der Freiheit und alles, was damit zusammenhängt, einfach fallen zu lassen, weil die Kenntnis der Gehirnvorgänge eindeutig zeige, dass es etwas dergleichen nicht geben könne, so wird mancher geneigt sein, um etwas Gnade zu bitten: Lasst uns doch unsere Illusionen! Weshalb muss man einem denn so genau unter die Schädeldecke gucken? Kommt hier nicht eine Wahrheit heraus, die zu bitter ist, als dass wir sie ertragen könnten? Und *müssen* wir denn nicht glauben, es gebe Freiheit, wollen wir uns zu anderen und auch zu uns selbst in ein menschenwürdiges Verhältnis setzen?

Indem die Wissenschaften uns längst schon Anlass zu mannigfacher Ernüchterung zu geben scheinen und indem wir zugleich den Wissenschaften das Monopol auf Erkenntnis dessen, was ist, in der Regel nicht streitig machen, ist die Tendenz fast allgegenwärtig, Wissenschaft und Erkenntnis aus der Sicht der alltäglichen Lebensproblematik ganz grundsätzlich mit Argwohn zu betrachten und dagegen einen offenen oder versteckten Kult des Irrationalen zu betreiben. Das aber führt zur Selbstaushöhlung der Vernunft, zur Geringschätzung jener dem Menschen je und je geschenkten geistigen Kräfte, auf denen nicht nur die Wissenschaft, sondern zuletzt alles beruht, was die Menschlichkeit des Menschen ausmacht.

Angesichts dieser Sachlage ist es ungemein begrüßenswert, wenn Stefan Brotbeck in einer selten erreichten Deutlichkeit nicht nur die Autonomie des Geistes gegen die Anfechtungen von Seiten der Neurowissenschaft verteidigt, sondern genauso die Idee der Wissenschaft gegen die Pseudowissenschaft, die sich in der *weltanschaulichen Ausschlichtung* von Ergebnissen zeigt, die, wie wir durchaus annehmen dürfen, selbst auf wissenschaftlichem Wege gewonnen wurden, noch mehr aber vielleicht in

den *schiefen, sinnkritisch unhaltbaren Grundannahmen und leeren Erwartungen*, die der wissenschaftlichen Forschung zugrunde gelegt werden. Für eine solche Pseudowissenschaft auf morscher Grundlage, die von einem Kategorienfehler in den nächsten schlittert und dann erst noch ihre Aussagekraft grotesk überschätzt, hält Brotbeck den Ausdruck »Neurometaphysik« bereit. »Metaphysik« ist der Output dieser Pseudowissenschaft insofern, als sie sich die Empirie ihrer Forschungen zugute hält, dieser in Wahrheit aber durch die Vermengung mit ungereimten Vorstellungen ins Gesicht schlägt. (In gewissem Sinne ist es allerdings »bereits eine Verunglimpfung der Metaphysik, sie damit in Zusammenhang zu bringen«. [21]) Brotbeck jedenfalls definiert: »Neurometaphysik ist Neurowissenschaft auf der Basis von Phantomgedanken.« (20) Und: »Phantomgedanken sind ›Gedanken‹, die wir gerade deshalb *nicht* denken können, weil wir *denken* können.« (19)

Wer weiß, von was er spricht, wenn er das Wort »Freiheit« in den Mund nimmt, muss keine Angst haben, wenn ihm ein Neurowissenschaftler ins Gehirn leuchtet. An solcher Forschung ist nichts falsch, solange sie sich nicht selbst missversteht. Die Neurowissenschaft ist eine ebenso interessante Angelegenheit wie das Gehirn ein staunenswerter Gegenstand. Nur ist sie nicht fähig, den Geist auf das Gehirn zurückzuführen und Freiheit wegzuerklären.

Neurowissenschaftliche Forschung kann uns ganz grundsätzlich keine bittere Wahrheit enthüllen. Sie tangiert das Problem der Freiheit gar nicht. Bestreitet sie Freiheit, so begeht sie einen Kategorienfehler. Und dass dies so ist, sagt uns eine *Erkenntnis*, die reiner und schattenloser nicht sein könnte. Niemand muss uns vor der Wahrheit schützen. Umso mehr bedürfen wir des Schutzes vor jenen, die uns unter Berufung auf Wahrheit dasjenige wegrationalisieren wollen, was uns einzig wahrheitsfähig macht: klares Denken.

Keine Kritik von oben herab

So radikal, so scharf, ja vernichtend Brotbecks Kritik an der Neurometaphysik ausfällt, so

nimmt er für sich gleichwohl nicht eine Position der souveränen Überschau über die Denkfehler in Anspruch, welche die Neurowissenschaft zur Neurometaphysik macht. Das wäre denn auch in mindestens zweierlei Hinsicht verfehlt. *Zum einen* eignet den Forschungsergebnissen der Neurowissenschaft, namentlich dem durch moderne Bildgebungsverfahren ermöglichten Blick ins Gehirn und auf das, was in ihm vorgeht, in der Tat eine erhebliche *Suggestivität*: Gewisse Deutungen scheinen sich fast unabweislich nahe zu legen, und auch der Philosoph muss sich angesichts solcher Bilder vor falschen Schlüssen in Acht nehmen. Brotbeck geht davon aus, dass wir alle ständig in Gefahr sind, uns in diejenigen Konfusionen zu verstricken, denen die Neurometaphysiker zum Opfer fallen. *Zum anderen* wäre es falsch, die Konfusionen der Neurometaphysik auf bloße Denkfehler zu reduzieren. Wie sie einerseits aus einer Problemlage erwachsen, die uns allen gemein ist, nämlich der Konfrontation des Bildes, das wir uns von uns selbst machen, mit dem wissenschaftlichen Blick auf den Menschen, so sind in ihnen andererseits *existentielle* Verwirrungen zu sehen, von denen man sich nicht dadurch schon befreit, dass man sie »prinzipiell« durchschaut. Vielmehr bedarf es einer ganz eigenen, undelegierbaren und vielfach wiederholten Denkanstrengung, will man sich ihnen entwinden. Brotbeck lässt durchblicken, dass er selbst nicht zuletzt zu diesem Zweck das hier besprochene Buch geschrieben hat. (11)

Entsprechend rekonstruiert er den Weg, der in diese Konfusionen hineinführt, und zwar so, dass er den Leser gleichsam auf die betreffende Fährte lockt und dann in die Falle gehen lässt. Er macht die Suggestivität der Forschungsergebnisse nacherlebbar, wie sie uns zu bestimmten Schlussfolgerungen zu drängen scheinen, die, hat man einmal den vorausgesetzten Denkraum akzeptiert, auch tatsächlich unabweislich sind. In dem Maße, als Brotbeck den Leser in das Dickicht schiefer Vorstellungen und leerer Erwartungen, die sich gleichwohl gegenseitig bedingen, ja mitunter geradezu so etwas wie ein System bilden, zu verstricken versteht, kann er dann jeweils auch wieder den Umschlag zum

Ereignis werden lassen, der die Verwirrung mit einem Mal als solche kenntlich macht und den Ausweg aus jenem Dickicht anzeigt. So wenig aber die Verwirrung jeweils auf einen bloßen Denkfehler reduziert werden kann (was sie freilich *auch* ist), so wenig verbindet sich mit der jeweils in der Weise eines plötzlichen Umschlags aufscheinenden Erkenntnis die hohle Geste intellektueller Überlegenheit, das leere Triumphgefühl dessen, der das Problem durchschaut und für den es sich damit erledigt hat. Stattdessen meint man in solchen Momenten eine Art Dankbarkeit zu verspüren, Dankbarkeit gegenüber der Gabe des *Denkens*, das aus der Wirrnis befreit und uns allen gegeben ist, allerdings in der Unverfügbarkeit einer Gabe. Das Denken gleicht dem »Licht, das auch noch die eigene Abwesenheit sichtbar macht«. (182)

Das Gehirn als Spiegelorgan

Ein kritisches Buch wie das hier zur Diskussion stehende wird sich schnell der Frage ausgesetzt sehen, wo denn die positiven Gegenvorschläge bleiben. Unbedacht bleibt bei einer solcher Forderung meist, wie schwer es ist, eine Alternative aufzuzeigen, die nicht eine jener vielen sich nahe legenden Scheinalternativen ist, sondern sich dem Bannkreis des Kritisierten wirklich entzieht. Und wer ein solches Wagnis einmal eingegangen ist, kann auf kein nachsichtiges Urteil zählen, wenn es um die Bewertung des Resultats geht. Obschon über Positives grundsätzlich nicht in der Bestimmtheit zu sprechen ist, in der sich Kritik zu halten vermag, wird einem das mehr Hindeutende eines solchen Diskurses immer wieder als Unwissenschaftlichkeit oder philosophische Niveauunterschreitung zur Last gelegt. Es fällt also sicher nicht leicht, hier einen überzeugenden Weg zu finden, und man versteht, wenn jemand ganz bei der Kritik stehen bleibt.

Stefan Brotbeck hat sich dadurch nicht entmutigen lassen. Er überlässt das Gehirn nicht der Neurowissenschaft, sondern bemüht sich selbst um eine positive Deutung von dessen Rolle. Diese, m.E. sehr einleuchtende, Deutung entwickelt er anhand der Metapher des *Spiegels*

(und zwar eines Spiegels, der zu sehen gibt, was anders nicht zusehen wäre [99]) und des *Organbegriffs*. Die Bedeutung des Gehirns, als des »Organs der Organe« (183), kann gar nicht überschätzt werden. Wenn die Neurometaphysik das Gehirn gegen den Geist ausspielt, so sollten wir darauf nicht so reagieren, dass wir den Geist gegen das Gehirn ausspielen. Ohne Gehirn könnten wir weder sehen noch denken. Zwischen Geist und Gehirn besteht ein sehr enger Bezug, aber dieser Bezug ist nach dem Modell der Beziehung zwischen einem Organ und dem, was es vermittelt, zu verstehen – oder eben: nach dem Modell des Spiegels. Der Neurometaphysiker gleicht hingegen jemandem, der *im* Spiegel sucht, was er sichtbar macht, und dann, wenn er das, was er im Spiegel sieht, in der Untersuchung der Struktur des Spiegels beim besten wissenschaftlichen Willen nicht wieder findet, dessen Existenz in Zweifel zieht. Wo der Bezug zwischen Geist und Gehirn so gründlich missverstanden wird, ist es nahezu gleichgültig, ob man sich auf die Seite des Geistes oder des Gehirns schlägt. Es ist jedenfalls kaum klüger, gegen den Spiegel das auszuspielen, was er sichtbar macht, als gegen dieses den Spiegel.

Die unvergleichliche Bedeutung des Denkens

Einer auf solch verkehrten Voraussetzungen fußenden Forschung ist nicht durch Verbesserungsvorschläge unter die Arme zu greifen. Sie muss in ihrer Unhaltbarkeit kenntlich gemacht und als Ganze fallen gelassen werden. Brotbeck schüttet das Kind gleichwohl nicht mit dem Bade aus. Das Kind wäre hier die Gehirnforschung als solche und die durch die Gehirnforschung bestätigte, wenn auch wenig überraschende Annahme, dass zwischen Geist oder Bewusstsein auf der einen und dem Gehirn auf der anderen Seite eine denkbar enge Beziehung besteht. Die Erforschung der neuronalen Grundlagen des Bewusstseins verdient alle Aufmerksamkeit. Brotbeck spricht in diesem Zusammenhang gar von »Sternstunden naturwissenschaftlicher Erkenntnis.« (183) Schon indem Brotbeck einen konkreten Vor-

schlag macht, wie jene Beziehung des Näheren zu denken sei, ist er »positiver« als viele andere Kritiker neuro(pseudo)wissenschaftlicher Auswüchse, die oft dabei stehen bleiben, auf Kategorienfehler hinzuweisen und im Gegenzug das verträgliche Nebeneinander unterschiedlicher Beschreibungssysteme zu propagieren, die Frage nach deren Verhältnis vornehm in der Schwebelassend. Und Brotbeck weist darüber hinaus in aller Deutlichkeit auf die Positivität hin, die nirgends anders als *im Denken selbst* zu suchen und zu finden ist. Mit einem Zitat Steiners: »Im Denken haben wir ein Prinzip, das durch sich selbst besteht. Das Denken können wir durch es selbst erfassen.« (178) Die unvergleichliche Positivität des Denkens aber manifestiert sich wiederum besonders deutlich im Zuge der Aufdeckung einer Gedankenkonfusion, die man mit Brotbeck den schlechthin »transzendentalen« Fehler (181) in den älteren und neueren Debatten um den Geist nennen kann: der »Selbstaussgrenzung des Denkens«. (178ff.) Sie besteht etwa darin, dass man das Denken für einen äußerst begründungsbedürftigen Gegenstand ansieht, der gleichsam in der Luft hängt und für den man nach einer Basis Ausschau halten muss, ohne zu merken, dass das Denken die Basis *ist*, nach der man sucht. (179) Wir suchen dann Halt für das, was uns Halt gibt. Als Gefangener einer leeren Erwartung, eines »Phantomgedankens«, übersehen, verkennen, ja negieren wir just die Tätigkeit, die wir eben vollziehen: das Denken. Der Moment, in dem wir der Perversion innewerden, die von unserer Perspektive Besitz ergriffen hat, fällt zusammen mit der plötzlichen Einsicht in die Positivität des Denkens, die wir genauso übersehen haben, wie jemand das *Licht* übersieht, für den lichtvoll nur ist, was Licht reflektiert.

Sprache und Textgestaltung

Mit einer kurzen Überlegung zur Sprachlichkeit des Textes sowie dem Hinweis auf eine nicht unwichtige Gestaltungsidee möchte ich diese Besprechung abschließen. Bei Literaturwissenschaftlern stehen Philo-

sophen oft im Ruf, die Sprachlichkeit ihrer Erzeugnisse relativ gering zu achten und für eine Äußerlichkeit gegenüber der allein wesentlichen Argumentationsstruktur zu halten. Für Stefan Brotbeck kann dies sicher nicht gelten. Das heißt nun aber wieder nicht, dass seine Texte in die Nähe etwa der Dekonstruktion oder der philosophisch-literarischen Produktion Peter Sloterdijks zu rücken wären. Wird hier die Aufmerksamkeit auf den literarischen Aspekt philosophischer Texte gewissermaßen *gegen* den Argumentationsstil bzw. die ausschließliche Konzentration auf logische Argumentation innerhalb der klassischen Philosophie in Anschlag gebracht, so scheint sie mir bei Brotbeck eher einer *Erweiterung* der argumentativen Möglichkeiten der Philosophie zugute zu kommen.

Seine Aufmerksamkeit gilt natürlich auch der Sprachlichkeit fremder philosophischer oder philosophierelevanter Aussagen. Brotbeck betreibt unter dem Titel »Angriff auf das Menschenbild oder Angriff auf die Wissenschaft? Zur Rhetorik der Neurometaphysik« (127-166) eine Art *Sprachkritik*, die der Heraushebung und Kennzeichnung bestimmter rhetorischer Muster dient. Diese Muster sind weit über den Zusammenhang neurowissenschaftlicher Forschung und der Deutung ihrer Ergebnisse hinaus verbreitet, man denke nur etwa an die Geste des »Es ist uns versagt!« (149-152). Indem Brotbeck solche Formeln und Muster prüft und für hohl befindet, kommt seine auf die Sprache gerichtete Aufmerksamkeit gerade wieder einer durch Rhetorik unverfälschten Argumentationskultur im Sinne klassischer Philosophie zugute.

Das erste Kapitel von Brotbecks Schrift (nach der Einleitung) trägt die Überschrift »Aus Sicht des Gehirns?«, das Schlusskapitel den Titel »Aus Sicht des Denkens«. Wer das Inhaltsverzeichnis studiert, wird diese Entsprechung bemerken. Überdies weist der Autor selbst auf sie hin (10). Dennoch kommt sie vielleicht äußerlich nicht ganz so zur Geltung, wie das ihrer Bedeutung angemessen wäre. Brotbecks ganzes Buch durchzieht eine *Kritik der falschen Alternativen*, der Alternativen, die beide ebenso falsch sind, weil sie beide auf denselben

unstimmigen Prämissen und Erwartungen beruhen. Es könnte sein, dass die in den beiden Kapitelüberschriften angedeutete Alternative demgegenüber der echten, haltbaren und entscheidenden Alternative entspricht, der schlechthin kritischen Frage, angesichts derer sich Sinn und Unsinn aller Forschung über den Zusammenhang von Geist und Gehirn zeigt. So wenig es sinnvoll ist, dem Gehirn eine Sicht zuzuschreiben, so sinnvoll ist diese Zuschreibung in Bezug auf das Denken. Und *aus Sicht des Denkens* gelangen wir ebenso zu einem unreduzierten und konsistenten Begriff des Geistes, wie sich uns die wahre Bedeutung des Gehirns erschließt.

Christian Graf

Wichtige Materialsammlung

J. W. GOETHE: **Zur Farbenlehre und Optik nach 1810 und zur Tonlehre** (bearbeitet von Thomas Nickol, unter Mitwirkung von Dorothea Kuhn und Horst Zehe). Die Schriften zur Naturwissenschaft, Leopoldina-Ausgabe, II. Abteilung: Ergänzungen und Erläuterungen, Band 5B, Teil 1 und 2. Stuttgart, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar (Metzler) 2007, 1934 Seiten, 199,95 EUR.

Die ergänzenden Materialien, Zeugnisse und Erläuterungen zur Farbenlehre von 1811 bis 1832 und zur Tonlehre von 1788 bis 1832, zusammen mit verschiedenen Registern, umfassen über 1800 Seiten. Allein die Zeugnisse (Briefe, Gespräche, Tagebucheintragungen, Reiseberichte etc.) aus dieser Periode, die einen differenzierten, chronologisch geordneten Einblick in Goethes Schaffen ermöglichen, gehen über knapp 1000 Seiten.

Dies ist selbstverständlich keine Leseausgabe zur Goetheschen Farbenlehre und Tonlehre (zumal auch die darin erläuterten Texte meist in anderen Bänden untergebracht sind), sondern ein wissenschaftliches Arbeitsinstrument ersten Ranges für alle diejenigen, die an der exakten Überlieferung und am genauen Kontext von Goethes diesbezüglichen Werken und Be-

merkungen innerhalb seines eigenen Lebenslaufs und an seinen Auseinandersetzungen mit Zeitgenossen Interesse haben.

Im Zentrum der vorliegenden Materialsammlung stehen Goethes tätige Wechselwirkungen mit dem von den Physikern gerade betretenen Feld der Lichtpolarisation und der damit zusammenhängenden Farbenscheinungen (letztere von ihm entoptische Farben genannt), die Nachtragssammlung »Chromatik« zu den Hauptgedanken der Farbenlehre von 1810 und seine Kritik an einer physikalischen Preis-Aufgabe der Petersburger Akademie von 1827.

Die Fragmente zur Tonlehre sind eher spärlich. Am ausführlichsten ist ein gemeinsam mit Karl-Friedrich Zelter (1758-1832) und Friedrich Wilhelm Riemer (1774-1845) erarbeitetes Schema, in welchem Goethe den Versuch machte, die in der Farbenlehre entwickelten Methoden auf die Welt der Töne anzuwenden.

Goethes Weiterbeschäftigung mit der Farbenlehre ist stark geprägt durch die überwiegend ablehnende Kritik von Physikern vom Fach. Zu seiner großen Befriedigung gereichen ihm jedoch die Etablierung einer ab 1822 alljährlichen Vorlesung zu seiner Farbenlehre an der Universität Berlin durch den Hegel-Schüler Leopold von Henning (1791-1866).

Eine große Ausnahme in der Rezeptionsgeschichte der Goetheschen Farbenlehre bilden seine Untersuchungen zu den »subjektiven« Farbphänomenen. Sie hatten auf die sich im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts herausbildende Sinnesphysiologie einen prägenden Einfluss. Deren Hauptvertreter, Johann Evangelista Purkinje (1787-1869) und Johannes Müller (1801-1848), bekennen sich nicht nur zu Goethe, sondern suchen und finden auch den direkten Kontakt, was Goethe wiederum anregt, sich selbst gründlich mit den neueren Entwicklungen zu beschäftigen. Man erhält so das Bild eines Menschen, der sich im Rahmen seiner Möglichkeiten intensiv mit einem ihm sehr wichtigen Thema bis an sein Lebensende weiter beschäftigt, die zeitgenössischen Entwicklungen mitverfolgt und aufgreift und dadurch sein eigenes Unternehmen befördert, bis hin zur geordneten Publikation älterer und neuerer Arbeiten von

ihm selbst und anderen »Mitstreitern« in den von ihm 1817 bis 1824 herausgegebenen Heften *Zur Naturwissenschaft überhaupt*.

Renatus Ziegler

44 Basaltsäulen

BRUNO HEIMBERG, SUSANNE WILLISCH (Hg.): **Joseph Beuys, Das Ende des 20. Jahrhunderts, The End of the 20th Century**. Bilingual, Schirmer/Mosel Verlag, München 2007, 394 Seiten, 78 EUR.

»Das einzig vernünftige, was in diesem Jahrhundert passierte, war Bäume pflanzen und Löcher in Steine bohren.«

Diese Worte zeigen die souveräne Selbstironie eines Menschen, der weiß, dass er einen Beitrag geleistet hat, der über seinen Tod hinaus Bestand hat. Und genau darum geht es in dem zu besprechenden Band: um den Umgang mit Beuys' Installationen nach seinem Tod. Darf man solche Installationen abbauen und wieder aufbauen, und das gar an einem anderen Ort oder, sollte man strikt die Finger davon lassen? Diese Frage stellt sich mit umso größerem Nachdruck, je seltener die noch von Beuys selbst aufgebauten Installationen werden.

Einen Bezugspunkt zu dieser Frage bildet die Tatsache, dass Beuys selbst seine Installationen zumeist mehrfach aufgebaut und dabei den verschiedenen Orten angepasst hat. Schon Armin Zweite hat es beeindruckt, dass Beuys' Arbeiten einen beweglichen Kern besitzen, der es erlaubt, in unterschiedliche Richtungen hin entfaltet zu werden.¹ Zuweilen sind die Unterschiede allerdings so groß, dass die Frage entsteht, was als Gemeinsames in den verschiedenen Versionen noch enthalten ist. Wer wollte sich von räumlichen Gegebenheiten so inspirieren lassen, dass seine neue Version eine an Beuys heranreichende Authentizität besitzt? Und wie steht es mit Verfallserscheinungen? Manche hat Beuys bewusst in Kauf genommen. Wie steht es dagegen mit unbeabsichtigtem Verfall? Soll verschwundener Filz ersetzt werden? Und was ist zu tun, wenn eine Sammlung in ein neues Gebäude umzieht?

Soll man es vorziehen, die Installation im »authentischen« Raum zu belassen, auch wenn sie dadurch vom ursprünglichen Kontext isoliert und im neuen vielleicht zum Störfaktor wird? Genügt es, einen vergleichbaren Raum zu finden? Sollte man den alten Raum nachbauen? Sollte man die alte Anordnung penibel beibehalten oder eine neue wagen?

All diesen Fragen stellten sich anlässlich des Umzugs der Beuysinstallation *Das Ende des 20. Jahrhunderts* in München, auf die sich das Eingangszitat bezieht: 44 Basaltsäulen, aus denen jeweils ein konusförmiges Stück herausgebohrt und mit Filz und Ton wieder eingesetzt wurde und denen nun das Restaurierungsinstitut der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen einen umfangreichen Band gewidmet hat. Die knapp 20 Beiträge umfassen alle denkbaren Gesichtspunkte: vom ersten Gespräch zur geplanten Arbeit über die verschiedenen Installationsvarianten bis zum Bericht der Vermessungsfachleute, die die Rekonstruktion am neuen Ort geleitet haben, oder von der Geologie des Basalts über den Basalt in Beuys' Gesamtwerk bis zur chemischen Analyse der Tonerde, mit der die konischen Stücke in ihren Mutterstein wieder eingesetzt wurden. Das Bewegende der Lektüre besteht letztlich aber nicht in der wunderbaren Vielfalt dieser Einzelheiten, sondern in der Tatsache, dass das Tun und Lassen all dieser kompetenten Zeitgenossen keinem anderen Ziel gewidmet ist, als diesen von Joseph Beuys konzipierten Steinen gerecht zu werden. Nicht Profilierungssucht steht im Mittelpunkt, sondern diese Steine, die wie ein Lebewesen beginnen hervorzutreten und deren stumme Sprache dadurch immer vernehmlicher wird. Zwei herausragende Beiträge bilden schließlich diejenigen von Eckart Förster, in denen er Beuys' Beziehung zu Steiner und Kierkegaard nachgeht. In der Beziehung zu Steiner geht es um die Methode des Zusammenbringens gegensätzlicher Bilder wie Sonnenauf- und -untergang, die er bis in die Beziehung der filz- und tonummantelten Konen zu ihrem Mutterstein verfolgt, in der Beziehung zu Kierkegaard um die »indirekte Methode«, die er in Beuys' Fähigkeit ausmacht, Betroffenheit auszulösen. Wie

erreicht Beuys diesen Punkt in seinen selbst aufgebauten Installationen und wie nehmen sich die freien Kompositionen seiner Nachfolger im Vergleich dazu aus? Diese Frage bleibt nach der umfangreichen Lektüre bestehen.

Alexander Schaumann

1 Armin Zweite, *Prozesse entlassen Strukturen, die keine Systeme sind. Anmerkungen zu einigen raumbezogenen Arbeiten von Joseph Beuys*. In: *Joseph Beuys, Skulpturen und Objekte*, hg. v. Heiner Bastian, München 1988.

Historisches Wörterbuch vollständig

J. RITTER / K. GRÜNDER / G. GABRIEL (Hg.): **Historisches Wörterbuch der Philosophie**. Verlag Schwabe, Basel. 12 Textbände A-Z und Registerband 13 mit Volltext-CD-ROM, Bände 1-13: 3400 CHF / 2380 EUR.

Band 13: Register: Hg. von Margarita Kranz in Verbindung mit Gottfried Gabriel und Helmut Hühn. 2007. XVIII, 524 Seiten, 295 EUR.

Mit dem Erscheinen des Registerbandes ist das größte begriffsgeschichtliche Projekt der deutschsprachigen philosophischen Forschung abgeschlossen. Als im Jahre 1960 Joachim Ritter eine dreibändige Neuauflage von Eislers »Wörterbuch der philosophischen Begriffe« plante, sollten die Manuskripte bis Ende 1962 abgegeben sein. Stattdessen liegen nun 12 Textbände vor, der letzte erschien 2005, also fast 45 Jahre später.

Die Verzögerung hat sich gelohnt. »In seinem lexikographischen Konzept basiert es [das Wörterbuch, LF] auf der Geschichte der philosophischen Begriffe. Es zeigt Herkunft und Genese der philosophischen Begriffe auf und beschreibt den Wandel ihrer Bedeutung und Funktion im Laufe der Jahrhunderte bis heute. Neben den philosophischen Begriffen behandelt dieses Wörterbuch auch Begriffe der angrenzenden Fachgebiete Theologie, Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Geschichte, Politik, Jurisprudenz und der Naturwissenschaften«, so der Verlag zum Inhalt des Lexikons.

Ob zu »Wahrheit«, »Erleuchtung« oder »Ro-

mantik« oder »Anthroposophie« (verfasst von Herbert Witzgen) – über 3670 Begriffe kann der Leser in den Wandel der Philosophiegeschichte eintauchen und findet mit großer Kompetenz und Klarheit verfasste Artikel. Anhand eines jeden Begriffs wird man durch die Geschichte des Denkens von Philosoph zu Philosoph geleitet, immer geführt durch den Bedeutungsraum des Begriffs. Nach der Lektüre einiger Artikel beginnen sich langsam Tendenzen abzuzeichnen, die symptomatisch für die großen Entwicklungsströme der Geschichte der Philosophie sind. Überschneidungen zeichnen sich ab, semantische Verschiebungen im Laufe der Zeiten werden greifbar.

So wird die Idee der »intellektuellen Anschauung« zunächst an ihrem sinngemäßen Ursprung bei Scotus Eriugena (in der »intuitus gnosticus«) und Nikolaus von Kues (in der »visio intellectualis«) aufgesucht, wonach sie bereits von Kant als göttliche Anschauung außerhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens verbannt wird. Ihre Rehabilitierung erfolgt dann durch Fichte und Schelling, welche die intellektuelle Anschauung in das Zentrum ihrer Philosophie als Mittel zur Erfassung des Absoluten setzen. Dem menschlichen Erkenntnisvermögen sind hierdurch keine Grenzen mehr in Bezug auf das Unendliche gesetzt. Wir lesen sodann über Novalis, wie er diese Möglichkeit unter Einbezug des Gefühls aufgreift und für sein frühromantisches System fruchtbar werden lässt, und über Hölderlin, der die intellektuelle Anschauung als Fähigkeit des Dichters beschreibt, »die Einigkeit gegenüber der Trennung der Teile und ihrem Auseinanderfallen zu empfinden«. Wir sehen, wie Hegel sich von der Idee zu distanzieren beginnt und unter anderem ihren esoterischen Charakter kritisiert. Seitdem wird der Begriff (ausgehend von Schopenhauer) wohl nicht mehr erst genommen und dem Bereich von Phantastik und Träumerei zugewiesen.

Auf diese Weise kann man das Erscheinen und Verschwinden unzähliger Ideen in der Geistesgeschichte verfolgen, wie sie von den philosophierenden Menschen ergriffen, verwandelt, verworfen werden.

Der Registerband enthält neben der CD-ROM

(für PC und Mac) mit ausführlicher, leicht bedienbarer Volltextsuche auch ein Sachgruppenregister, in dem die Begriffe einer ihnen zugehörigen Disziplin, einer Schule, Strömung oder einem Fachgebiet wie »Phänomenologie«, »Medizin« oder »Theologie« zugeordnet werden. So zeigen sich auf einen Blick fachspezifische Begriffe oder Besonderheiten in einem großen Zusammenhang, der zu ganz neuen Entdeckungen führen kann. Man hat beispielsweise alle wichtigen Begriffe der »Mystik« wie »Betrachten«, »Einfalt« oder »Einkehr« (insgesamt sind es zu diesem Stichwort 42 Begriffe) auf einen Blick vereint: eine durchaus aufschlussreiche Erfahrung.

Das Wörterbuch ist ein zeitsparendes, professionelles und intensiv bildendes Nachschlagewerk, das wohl für die meisten Privathaushalte zu teuer sein mag. Wohl aber sollte es in jeder größeren Bibliothek oder Institution zu finden sein.

Lydia Fechner

Die Urpflanze als Gesetz

ERNST-MICHAEL KRANICH: **Urpflanze und Pflanzenreich. Metamorphosen von den Flechten bis zu den Blütenpflanzen.** Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2007, 165 Seiten, 28 EUR.

Das neue Buch von Ernst-Michael Kranich – es ist sein letztes; der Autor ist am 10. Mai 2007 im 78. Lebensjahr verstorben – ist eine Herausforderung für die Nachwelt. Es ist Ergebnis eines lebenslangen goetheanistisch-anthroposophischen Lehrens und Forschens und zugleich Ausdruck eines Nicht-Verstanden-Werdens und Nicht-Verstehens – einer tragischen Gesprächslosigkeit unter den Protagonisten dieser Forschungsrichtung.

Kranich unternimmt hier einen auch noch in seiner Einseitigkeit grandiosen Versuch, die Pflanzenwelt und ihre Entwicklung durch die verschiedenen Erdzeitalter hindurch ganz aus der Idee heraus zu verstehen. Jede Erscheinung wird gesetzmäßig aus der »Urpflanze« abgeleitet. Man spürt auf jeder Seite, wie er im inneren Anschauen mitvollzieht, »wie die Urpflanze streng

gesetzmäßig in eine ganz bestimmte Pflanzenform metamorphisiert«. »Streng gesetzmäßig« – solche Formulierungen durchziehen das ganze Buch. Der Autor hat ein klares inneres Bild von der ideellen Urpflanze, die als gestaltende Kraft in den Erscheinungen wirksam und somit auch Maßstab für diese ist. Sie umfasst den Gestaltaspekt – die Gliederung der Pflanze in Wurzel, beblätterten Spross und Blüte – ebenso wie auch die Dynamik des Ausdehnens und Zusammenziehens sowie die Beziehung zum Sonnenleben, von der ihre Eingriffsmöglichkeit im Sinne einer Entfaltung des vollständigen Pflanzenwesens auf der Erde entscheidend abhängt.

Nach der Betrachtung der verschiedenen Pflanzengruppen, von den höchstentwickelten Samenpflanzen bis herab zu den Moosen, Algen, Pilzen und Flechten als Manifestationen der Urpflanze, wendet sich Kranich der Entwicklung der Pflanzenwelt zu. Dabei arbeitet er heraus, wie z. B. die Ausbildung echter Wurzeln eine große Bedeutung für die übrige Pflanze hat: »Wenn die Wurzeln [wie bei den Farngewächsen] dem Spross entspringen, wird die Pflanze mehr oder weniger stark an die Erde gebannt. Sie steht in ihrer ganzen Entwicklung unter einem starken Einfluss der aus dem Erdinneren stammenden Kräfte. Dringt dagegen die Wurzel als eigenes Organ in die Tiefe, kann der Spross frei in den Raum der Atmosphäre und des Lichtes emporstreben. Die Pflanze tritt nun viel offener mit den Kräften des Erdumkreises in Beziehung. ... Sie gelangt bis zu jenem Stadium, das bei den Farngewächsen nur in einer Andeutung erreicht wird, nämlich zur echten Samenbildung. Durch den Samen herrscht nun bei den Gymnospermen [Nacktsamer wie z. B. die Nadelbäume] der Rhythmus von Entfaltung aus dem Keim zur voll entwickelten Pflanze, d.h. einer mächtigen Ausdehnung (Diastole) und einer ebenso intensiven Zusammenziehung (Systole) der Pflanze zum Keim. ...« (S. 231f). – Hier kommt Kranichs deduktiver Ansatz, der vom Allgemeinen, der idealen Ganzheit aus auf das Besondere, die einzelne Erscheinung blickt, fruchtbar zur Geltung: Erst die Ausbildung einer selbständigen Wurzel ermöglicht der Pflanze, sich in ihren oberirdischen Teilen frei zu

entfalten und die Fortpflanzung in der Blüte zu internalisieren.

Dabei schaut Kranich stets auf die Bedingungen, die das Eingreifen der Urpflanze ermöglichen oder begrenzen und die sich im Laufe der Erdentwicklung verändern, z.T. durch einschneidende Ereignisse wie das Heraustreten des Mondes aus dem Erdkörper. (Hier versucht er, die Angaben aus der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners mit den Ergebnissen der geologischen Forschung zusammenzuschauen.) Entsprechend ist sein Anknüpfungspunkt bei Goethe vor allem die »rückschreitende Metamorphose«, wie sie dieser in §7 seiner Abhandlung »Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären« als Gegensatz zur regelmäßigen oder fortschreitenden Metamorphose beschreibt: »Die unregelmäßige Metamorphose können wir auch die rückschreitende nennen. Denn wie in jenem Fall die Natur vorwärts zu dem großen Zwecke hineilt, tritt sie hier um eine oder einige Stufen rückwärts. Wie sie dort mit unwiderstehlichem Trieb und kräftiger Anstrengung die Blumen bildet, und zu den Werken der Liebe rüstet; so erschläft sie hier gleichsam, und lässt unentschlossen ihr Geschöpf in einem unentschiedenen, weichen, unsern Augen oft gefälligen, aber innerlich unkräftigen und unwirksamen Zustande. Durch die Erfahrungen, welche wir an dieser Metamorphose zu machen Gelegenheit haben, werden wir dasjenige enthüllen können, was uns die regelmäßige verheimlicht, deutlich sehen, was wir dort nur schließen dürfen; und auf diese Weise steht es zu hoffen, dass wir unsere Absicht am sichersten erreichen.«

Kranich betont das Nicht-Erreichen der nächsten, höheren bzw. das Stehenbleiben auf einer früheren Stufe, wenn er spezielle Pflanzenformen wie z. B. die der Kreuzblütler erklärt: »Wenn nun ein früherer Bildungsprozess die weitere Entwicklung modifiziert und wie bei den Kreuzblütlern die folgenden Schritte der Entwicklung nicht ihre vollkommene Ausbildung erreichen, dann ist das eine rückschreitende Metamorphose der Urpflanze.« (S. 23) Was also bei Goethe wie ein Instrument ist, um bestimmte, sonst verborgen bleibende Zu-

sammenhänge z. B. zwischen Staub- und Blütenblättern zu erkennen, wird bei Kranich zu einem Prinzip der Spezifizierung des Urbildes unter den diesen einschränkenden irdischen Bedingungen. Mit diesem »Kunstgriff« richtet er den Blick nach vorn bzw. oben, auf das sich inkarnierende Pflanzenwesen. Darüber verliert er jedoch die aufsteigende Entwicklung, die zu erklärende »Umwandlung einer Gestalt in die andere, [hinaufsteigend] gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter«, wie sie hauptsächlich Inhalt von Goethes Metamorphosenabhandlung ist, etwas aus dem Auge.

Immer steht die Wirkensmöglichkeit der ideellen Urpflanze im Vordergrund. Ein Eigenleben des durch Sonderung entstandenen irdischen Organismus und die damit verbundene Entwicklungsdynamik finden kaum eine Berücksichtigung. Entsprechend knüpft Kranich in seinen erkenntnistheoretischen Überlegungen insbesondere an Steiners frühe Goethe-Schriften an, an die *Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung* (1. Auflage 1886) und die Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Dass Steiner bereits in der 1897 in erster Auflage erschienenen Schrift *Goethes Weltanschauung* der sinnlich-materiellen Welt ein stärkeres Eigengewicht gegenüber der Ideenwelt einräumt, bleibt so unbeachtet.¹ Doch erst diese Blickwendung führt zu dem Fundamentalsatz der Steinerschen Entwicklungslehre, der sich in der 1910 erschienenen »Geheimwissenschaft im Umriss« findet: »Darauf beruht ja alle Entwicklung, dass erst aus dem Leben der Umgebung selbständige Wesenheit sich absondert; dann in dem abgesonderten Wesen sich die Umgebung wie durch Spiegelung einprägt und dann dies abgesonderte Wesen sich selbständig weiter entwickelt« (GA 13, S. 191). – Die Folge dieser Einseitigkeit ist, dass sich Kranichs Entwicklungsanschauung auf eine bloße Auswicklung eines ideell Vorhandenen ins Physische hinein zu reduzieren droht und damit die alte Präformationstheorie wiederbelebt.

Entsprechend ist es unbefriedigend, wenn Kra-

nich seinen Weg hin zur Urpflanze nicht wirklich darlegt. Goethes Weg führte eindeutig durch die Auseinandersetzung mit der Sinneswelt hindurch.² Dabei fällt auf, dass er ab dem Moment, wo sich ihm die Urpflanze als sinnlich-übersinnliche Erscheinung auf Sizilien erschloss, diesen Begriff hinter sich lässt. Kranich scheint dagegen die Idee an den Anfang zu stellen. Aus dieser leitet er dann im Sinne eines Gedankenexperimentes eine mögliche sinnliche Erscheinung ab, die tatsächlich mit einer konkreten Pflanze bzw. Pflanzengruppe, z. B. der Doldenblütler, koinzidiert. So tritt zwar die Ganzheit der Pflanze als Ausdruck eines alle ihre Teile umgreifenden inneren Bildungsprinzips – der Typus – deutlich hervor, doch der Anteil der Sinneswahrnehmung, die diesem Gedankenexperiment – ganz im Sinne eines tätigen Hervorbringens aus der Idee heraus – zugrunde liegt, verschwimmt. Als Folge droht der Unterschied zwischen Erkenntnis und Interpretation zu verwischen und sich die Beziehung zwischen Idee und Erscheinung auf ein einseitiges Verhältnis zu reduzieren. Dabei ist es doch gerade das Verdienst Goethes, immer wieder ein Gleichgewicht zwischen Innen und Außen, Idee und Erfahrung/Erscheinung herzustellen!

Ärgerlich ist es, wenn Kranich immer wieder Deutungshoheiten für sich in Anspruch nimmt und Gegensätze zu anderen »namhaften Evolutionsbiologen« (die er nicht benennt) oder vermeintlich im Phänomenologischen verharrenden Wissenschaftlern aufbaut, die es schwer hätten, »sich von dem Gebiet der sichtbaren Tatsachen in jene Sphären zu erheben, wo im produktiven gestaltenden Denken mit voller Besonnenheit das Entstehen all jener Formen, die man in der Natur wahrnimmt, mitvollzogen wird.« (S. 20) Der Frage eines sich wandelnden Typus weicht er aus, wenn er schreibt: »Die Annahme eines lernenden Typus führt zu Fragen, die sie nicht beantworten kann. Das große Rätsel der Evolution ist das Erscheinen des Neuen. Dieses Rätsel wird ohne die Andeutung einer Lösung lediglich in den lernenden Typus verlagert.« (Anhang 1, S. 150) Hier wird stillschweigend vorausgesetzt, dass das Neue sich linear aus dem Urbild ableiten lässt. Er

übersieht die Möglichkeit, den Blick gerade darauf zu richten, was an der Nahtstelle zwischen ideellem Urbild und materieller Erscheinung geschieht, und das Neue in gewissem Sinne auch als ein Unvorhersehbares zu betrachten, das aus dem Aufeinandertreffen dieser polaren Seinsbereiche hervorgeht. So unterbleibt auch eine produktive Auseinandersetzung mit anderen Ansätzen – was allerdings nicht nur für Kranich zutrifft.

Es ist Kranichs Verdienst, den Blick auf den aktiven Mitvollzug im Innenraum des Bewusstseins zu richten, in dem das in der Pflanze wirksame geistige Urbild, das alle Erscheinungen zusammenhält, aufleuchtet. Um zu einem wirklichen Entwicklungsverständnis zu kommen, das über den geistigen Akt des Ableitens aus der Urform gemäß den jeweils von außen wirkenden Bedingungen hinausgeht, bedarf es jedoch, meine ich, einer Ergänzung in Form einer Unbefangenheit gegenüber der (äußeren) Erscheinung. Die Idee als Okular führt zum Erkennen von Ordnungen in der Welt. Um jedoch lebendige Bewegungen zu erfassen, braucht es ein ungeschütztes Sicheinlassen auf das sich in der Gegenwart Ereignende, in dem Wesen und Erscheinung zusammentreffen und das zu einer unvorhersehbaren Eigendynamik führt.

Stephan Stockmar

1 Vgl. Stephan Stockmar: *Die Darstellung des Typus- und Entwicklungsgedankens in Rudolf Steiners Goetheschriften*, in: *Tycho de Brahe-Jahrbuch für Goetheanismus* 1998, Niefern-Öschelbronn, S. 60-96.

2 Vgl. Stephan Stockmar: »Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«. *Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang*, in: *DIE DREI* 4/2006, S. 11-27 (Teil I) und 5/2006, S. 49-62 (Teil II).

Das Buch der Wunder

RAMON LULL: **Felix, oder das Buch der Wunder**. Schwabe Verlag, Basel, 2007, 410 Seiten, 47,50 EUR.

Es ist schon bemerkenswert, dass innerhalb eines europäischen Staates ein Volk mit einer eigenen Sprach- und Schriftkultur lebt, die seit dem Mittelalter ihre Lebenskraft über alle Anfechtungen ungebrochen bewahrt hat. Sie hat die jahrzehntelangen Verbotsperioden des 18. Jahrhunderts und der Francozeit überstanden und ihre heutige Lebenskraft ist besonders eindrucksvoll im Vergleich mit der provenzalischen Nachbarkultur, die allen Wiederbelebungsversuchen zum Trotz am Aussterben ist. Als entscheidender Faktor erscheint dabei die Einigkeit von Politik und Bevölkerung. Vom übrigen Spanien amüsiert oder verärgert betrachtet, pflegen die Katalanen kompromisslos sprachliche Eigenständigkeit und Tradition, von den mittelalterlichen Bezeichnungen für Regierung und Polizei bis in den Schulunterricht oder den Volkssport der Menschentürme, der Diablos und Correfocs. Da versteht es sich von selbst, dass auch Ramon Lull als Herold dieser Sprachkultur verehrt und gepflegt wird. Überraschen kann es eher, dass die Theologische Fakultät der Universität Freiburg/Br. das bedeutendste Zentrum zur Herausgabe seiner Werke beherbergt.

Nun liegt die Erbauungsschrift *Felix, oder das Buch der Wunder* in der kongenialen Übersetzung von Gret Schib Torra vor (als kleine Korrektur hätte ich statt des »empirischen« einen empyräischen Himmel vorgeschlagen). Das Werk ist wohl die beste Einführung in die vielfarbige Welt Ramon Lulls. Felix trifft auf seiner Wanderung den Einsiedler sowie Menschen und Tiere aller Art, ein kontinuierlicher Dialog hinterfragt alle Themen, die einen mittelalterlichen Menschen bewegen und auch heute in uns leben, wenn wir sie auch nicht mehr in derselben naiv-erbaulichen Weise formulieren würden. Auf den ersten Blick begegnet der Leser hier dem Volksprediger Lull, dem Erzähler. Der Kontrast zu den damals üblichen scholasti-

schen Erörterungen der selben Themen könnte nicht größer sein: Jede Frage wird durch eine Geschichte nicht eigentlich beantwortet, sondern in ein Nachdenken überführt; dahinter scheint der Philosoph auf, der in drei Kulturen bewanderte Gelehrte und Brückenbauer, der in Katalanisch, Arabisch und Latein gleichermaßen zu Hause ist.

Wüßte man nichts von der glühenden Christlichkeit Lulls und wäre nicht am Anfang eindringlich von Dreifaltigkeit, Christgeburt und Passion die Rede, so könnte man gar nicht ohne weiteres den Katholiken identifizieren. Zwar ist viel von Mönchen und Priestern oder auch von der Beichte die Rede, aber niemals von der Amtskirche. Wir bewegen uns im allgemein Menschlichen – etwa im Falle des Beichtvaters und des beichtenden Königs: »Nach langer Überlegung verstand er durch seine große Weisheit den Grund der Sünde, in welcher Seelenkraft sie begonnen hatte, ... und deshalb konnte der fromme Priester die Beichte des Königs hören« und ihm helfen. Manchmal ahnt man in den Formulierungen die Vertrautheit Lulls mit dem Koran – im Gottesbild, in der Menschenbezogenheit der Natur, in der Polarität von Barmherzigkeit und gerechter Strafe. Überhaupt die Polarität: sie beherrscht das vom Menschen handelnde achte Buch von Gut und Böse bis zu Prädestination und Willensfreiheit, und so finden wir uns wieder im »Sic et non« der Scholastik, aber eben ohne gelehrte Argumentation sondern in der Bilderwelt des Lebens. Das *Buch der Wunder* ist eigentlich ein Buch des Sich-Wunderns, des Erstaunens, des Fragens angesichts der Welt und des Menschen.

Bruno Sandkühler

Lyrische Wege

MARKUS SCHRAUTH: **Talgrund der Wünsche**. Gedichte, Aquinate Literatur- und Kunstpresse, Kassel 2007, handgebundene engl. Broschur, 30 Seiten, 17 EUR.

Heute bringt die Post keine Rechnungen, sie bringt Gedichte. Da ist ein Büchlein in mein Haus geschneit eines mir ganz unbekanntem Menschen. Ich weiß, wenn ich es aufschlage, werde ich eine Essenz seines Lebens in Händen halten. Gedichte sind so: Unendlich verletzlich, intime Gebilde, zarte, kleinste Sprachwesen, ausgestattet mit Riesenkräften. Sie sprechen alles aus, was sie zu sagen haben. Einem Gedicht kann man unmöglich mit der Frage zu Leibe rücken: Wie ist es gemeint? Eben immer so, wie es gesagt ist! Schutzlos und »meinungslos« spricht sich im Gedicht der Mensch aus. Er steht zu dem, was er sagt. Diese Wahrhaftigkeit haben alle Gedichte. Aber nun tritt der Leser in seine Rechte, er entscheidet, ob ein Gedicht gelungen ist, und in diesem Urteil liegt ein Rätsel. Was ist es nur, was Menschen bewegt, sich einzufinden in eine konkrete (Sprach)Gestalt mit ihren unwiderruflich fixierten Bildern – ihr zuzustimmen, oder eben nicht?

Das, was uns dazu bringt, die vorliegende Form immer wieder aufzulösen und als eigenen geistigen Weg zu aktualisieren – was als ihre Lösungskraft der festen Form zugleich eingeschrieben ist: Das entscheidet über die Gültigkeit eines Gedichts. Die Entscheidung fällt, wie bei der Begegnung mit einem Menschen, oft im Augenblick. Was sich dabei wirklich abspielt, kann bis heute keine Sprachwissenschaft befriedigend erklären. Es ist zu vermuten, dass die Begegnung jenseits von Sympathie-Antipathie-Mustern, in tieferen Wesensschichten, vor sich geht. Wenn auch der Äther heute ein anderer ist als zu Homers Zeiten, das Mysterium zwischen Gedicht und Leser ist im Ätherleib »begraben«. Wer Gedichte liest, meditiert immer unbewusst die eigene ätherische Organisation – dort ist das geradezu organisch Wirksame der Sprache zu suchen. Diesem Gesetz unterliegt selbstverständlich auch die Lyrik der

Moderne. Wir spüren unbewusst den Formen nach, ob sie der aktuellen ätherisch-leiblichen Geisteslage entsprechen, ihr etwas zu sagen haben. Diese tiefere Betroffenheit der Person, auf die das Gedicht zielt – ihr muss es standhalten und entsprechen in eigener Form. Wie in der Zen-Kunst des Bogenschießens muss der Pfeil schon im Ziel sein, ehe er abfliegt.

Es ist immer ein Risiko, Gedichte zu schreiben und zu lesen, denn es geht um Lebensprozesse und ihre Gestaltungskraft. Wie soll ich entscheiden, was diese Gedichte, die fremden Gäste im Haus, »wert« sind, ob sie sprechende Wesen sind oder nicht? Ich kann es nicht anders als in der Selbstbeobachtung. Offensichtlich, und das spricht für sie, haben sie den vorliegenden Gedankengang angestoßen. Ihr Autor, der 33-jährige Markus Schrauth, ist Arzt und schreibt, dass eine schwere Krankheit ihm Gelegenheit zu ihrer Veröffentlichung gab. Dieses existentielle Gewicht spürt man dem schmalen Bändchen mit seinen 25 Gedichten an. Es verfügt über eine schlichte und kostbare Ausstattung zugleich. Erschienen ist es in kleinster Auflage von 200 Exemplaren – handgebunden und nummeriert – bei Aquinate, Literatur- und Kunstpresse Kassel.

Schon der Titel bewegt die Seele ins Spielerische: *Talgrund der Wünsche* – dies ist im Bild sowohl als Quelle, als Wurzel der Wünsche zu verorten, wie auch als ihre Erschöpfung, als das Zugrundegehen des Wunschwesens. Aber wer sagt überhaupt, dass es sich hier um ein Tal handelt? Ebenso gut ist die Rede vom Talgrund, von Stoffwechsel- und Wärmeprozessen, von der Metamorphose der Lebenskräfte. Denn Talg, das ausgelassene Fett der Tiere, kann nicht erscheinen, ohne dass eine Kerze am Horizont der menschlichen Seele aufleuchtet.

*bin nichts heut
als ein herz
am talgrund der wünsche*

—
ein zugereister, stiller gast

Die Stille eignet den Gedichten von Markus Schrauth. Sie sind nicht alle gleich gelungen,

aber immer wieder stellt sich zwischen den Worten ein Leerraum ein, wo die Sprache plötzlich schweigt – eine Entbindungsstation für das innere Hören des Lesers. Aus einem eher banalen Sprachbild kann unvermittelt ein Lichtfunke aufblitzen, durch eine winzige sprachliche Wendung eine neue Farbe erscheinen, wie ein Tautropfen im Sonnenlicht.

*die sterne sind nun
heller des nachts*

In der Kleinschreibung stellt sich ein ungewöhnlicher Anklang ein. Für das moderne Lebensgefühl ist die alte Sprachwendung »des nachts« weniger als romantischer Verlauf, sondern vielmehr subjektiviert, als ein fremdes Gegenüber fühlbar – die Ohnmacht des Bewusstseins vor dieser Fremdheit des nachts und die Sterne als seine uralte »Währung« ... Es sind Gedichte an der Grenze zwischen Ich und Du. Ihre eigenartige Balance von Schwere und Leichte berührt den Sprachsinn und bewegt ihn, zu sich zu kommen, im eigenen Bewusstseinsrund.

*Kein Mensch ist irgendwo allein
und nirgends ohne Licht.*

Ute Hallaschka

Augenblicksgötter

STEFAN MONHARDT: **Augenblicksgötter**. Gedichte. Drey-Verlag, Gutach 2007, 40 Seiten, 17 EUR.

Warum ist die Lyrik von Stefan Monhardt wichtig und wesentlich? Auf diese Frage gibt es einige Antworten. Nicht das Auffallende sucht dieser Dichter, um Interesse zu wecken. Dafür spricht er aus einer seltenen Tiefe und mit einer bedeutenden künstlerischen Substanz, auch wie aus einem weiten Umkreis der Erfahrung. Doch selbst dort, wo ausdrücklich das Ich von sich spricht, eher eine Seltenheit, erscheint es in Verhaltenheit, beinahe verdeckt, fügt sich lieber in ein gemeinschaftliches »Wir«. Doch umso stärker wirkt gerade eine solche Zurückgezogenheit, fast eine Unscheinbarkeit, die in

der Gegenwart und ihrer Literatur nicht oft zu erleben ist. So behalten viele Bilder trotz der Eröffnungen ihr Geheimnis, treten nur zu einem Teil in die Sichtbarkeit und ins Begreifbare. Für den Schreibenden stehen die Poesie selbst und die Poesie der Menschenbegegnungen im Zentrum.

In einem ernsten Gedankenraum beschäftigt sich Stefan Monhardt mit den Fragen nach Zeit und Räumlichkeit, nach Grenzerlebnissen, geistig-seelischen Wirkensweisen, Tod und Leben. Oft mit unerwarteten Perspektiven, in komplexen Strukturen entfalten sich diese intellektuellen Bereiche:

*du lernstest
dich zwischen den entlaubten baum und
das fröstelnde herz zu stellen
und ich zu sagen.*

Gelegentlich aus einer Distanziertheit, dabei auch an Vorgehensweisen von Sereni und Montale erinnernd, spricht sich diese Lyrik aus. Wir finden zurückgenommene Empfindungen, nur wenige Farben, ein unaufdringliches Darstellen und Mitteilen, zuweilen auch in sich gestaut, mehrfach gebrochen, eine ruhige Sachlichkeit – alles mit großer sprachlicher Beherrschung, einer überaus sorgfältigen und belebenden Versgestaltung.

Einblicke in die dem Leser sonst verborgenen Vorgänge der lyrischen Entwicklung geben folgende Verse:

*ich schrieb fort in diesem Wechsel
von eigenem ziel
und zwang der worte und fakten bis
sich etwas quer legte
ein strudel darum bildete
exzentrische macht*

*ich ließ mich einen moment von ihr tragen
nicht freundliches nicht feindliches element.*

Der Gedichtband gliedert sich in drei Abteilungen mit insgesamt 26 Gedichten! Der erste Teil trägt den Titel *in der zeitfalte*, der mittlere heißt *kinderleicht* und der letzte *augenblicks-*

götter, der auch dem Band seinen Titel gegeben hat. Alle Gedichte in Kleinschreibung, ohne Interpunktion, vielfach freirhythmisch, reimlos, mit abwechslungsreicher Gestaltung der Strophen.

Der Autor ist 1963 in Calw geboren, studierte in Tübingen und Pisa, lehrte anschließend an der Humboldt Universität Berlin Griechisch und Latein und ist auch als Bühnenregisseur tätig gewesen. Mit diesem Band veröffentlicht Stefan Monhardt sein fünftes lyrisches Werk. Zuletzt erschien vor zwei Jahren der Band *umkehrungen*.

Reinhard Moritzen

Sinnes-Welten

WOLFGANG-M. AUER: **Sinnes-Welten**. Kösel Verlag, München 2007, 288 Seiten, 19,95 EUR.

Wolfgang Auer stellt in seinem Buch 12 Sinne vor, die er anhand ihrer Erfahrungsfelder beschreibt. Er folgt hiermit der Sinneslehre Rudolf Steiners, der in seinen Betrachtungen zwischen Sinn und Sinnesorgan unterscheidet. So ist z.B. im Sinnesorgan Auge nicht nur der Sehsinn zu finden, und andererseits gibt es Sinne, deren Organe nicht auf den ersten Blick zuzuordnen sind, die uns aber doch grundlegende Erfahrungen vermitteln.

Auer beschreibt den Tastsinn (insofern wir berührt werden), den Vitalsinn, den Bewegungssinn und den Gleichgewichtssinn als Körper Sinne. Als Weltsinne werden der Sehsinn, der Hörsinn, das Tasten (insofern wir die Stofflichkeit der Welt erfahren), der Geruchssinn, der Geschmackssinn und der Wärmesinn genannt, wobei die ersten drei als kommunikative Sinne zusammengefasst werden. Während Geruch, Geschmack und Wärmewahrnehmung die Gruppe der Wächtersinne bilden.

Wolfgang Auer legt weiterhin dar, dass, vermittelt durch die kommunikativen Sinne, drei weitere Erfahrungsfelder sich auf tun, nämlich: Gestaltsinn, Bedeutungssinn und Stilsinn. Diese führen alleine zu keiner Wahrnehmung. Sie brauchen als Medium das Sehen, das Hören und das Tasten.

Zu jedem Sinn wird zunächst das spezifische Erfahrungsfeld beschrieben, eigene Erlebnisse werden wachgerufen und, wo es möglich ist, die Sinnesorgane besprochen. Weiter werden zu jedem Sinn die Entwicklungsstufen im biografischen Verlauf betrachtet. Dem normalen Entwicklungsgang werden Missbrauch, Mangel und Verlust gegenübergestellt, sowie die Rückwirkungen auf die seelische Gesundheit aufgezeigt.

In Auers Darstellung werden die Sinne nicht durch ein Schema gepresst, sondern jeder wird seiner Eigenart gemäß behandelt.

In den Schlusskapiteln wird das Verhältnis der Sinne untereinander betrachtet und daraus werden wichtige Konsequenzen für die Förderung bestimmter Fähigkeiten gewonnen.

Das Buch ist in fast allen Teilen leicht verständlich und klar geschrieben und es ist gut möglich, ihm mit wachem Interesse bis zum Schluss zu folgen

Eine tief greifende Fragestellung entzündet sich bei der Lektüre dieses Buches. Nämlich, »ob wir es beim Verstehen von Sprache, oder beim Erkennen von Gegenständen und Identifizieren von Personen nicht doch mit Wahrnehmung zu tun haben«. Der Autor stellt diese Frage gleich in der Einleitung und ihre Klärung scheint ein wesentliches Motiv des Buches zu sein. Sie ist aber gleichzeitig der neuralgische Punkt, an dem sich die Geister scheiden werden .

Autoren, die sich mit der Sinneslehre Rudolf Steiners befassen, ringen immer wieder mit der Darstellung der sogenannten Erkenntnisinne (Sprach- oder Lautsinn, Gedanken- oder Denksinn und Ich-Sinn). Immer wieder wird durch neue Namensgebungen versucht, den Sinn dieser Sinne greifbar zu machen. So auch in dem vorliegenden Buch. Der Sprachsinn wird hier zum Gestaltsinn, der Gedankensinn wird zum Bedeutungssinn und der Ich-Sinn wird zum Stil-Sinn. Auers Verständnis dieser drei Sinne entspricht weitgehend dem von Thomas Göbel (*Von den Quellen der Kunst*, 1982).

Auch ohne sich ausdrücklich auf Göbel zu beziehen, verwendet er wie dieser den Ausdruck Gestaltsinn, weil durch ihn nicht nur die hörbare Lautqualität in unser Bewusstsein tritt,

»sondern auch der Ausdruck der Formen, Gestalten und der Mimik« (S.101).

Göbel schreibt: »Wir wollen daher den Sinn, der im Sehfeld die Gestalten erfasst, vorläufig Gestaltsinn« nennen. Dieses »Vorläufige« hat sich aber bis jetzt gehalten und ist nicht weiter hinterfragt worden. Hier müsste sorgfältig untersucht werden, ob es diesen Gestaltsinn, so wie Göbel ihn beschreibt, wirklich gibt. Ist es wirklich dasselbe, ob wir der Äußerung eines Menschen in seiner Sprache, Gestik oder Mimik im Zeitverlauf folgen, oder ob wir unsere Wahrnehmung auf unveränderliche Gegenstände richten, wie z. B. auf eine Teekanne? Ist es notwendig, hierfür eine »Sprache« der Gegenstände zu postulieren, die wir mittels des sogenannten Gestaltsinnes auffassen? (Auer S. 97)

Das Problem dieser aus der Zeit in den Raum hineinversetzten (scheinbaren) Wahrnehmung wird noch deutlicher beim Gedankensinn, der bei Auer Bedeutungssinn heißt. Mit ihm bewerkstelligen wir laut Auer auch »das Erkennen von Gegenständen und Identifizieren von Personen«, und wir nehmen Sinn und Bedeutung in der Welt wahr (S. 121).

Dass wir Gedanken eines anderen Menschen wahrnehmen können, ist nachzuvollziehen. Der Unterschied von eigener Denktätigkeit und dem Mitvollziehen der Gedankenbewegung eines Anderen, in dem das eigene Denken schweigt, kann sich der Selbstbeobachtung erschließen. Sofern ein Gedanke zur Formulierung eines Satzes oder eines Textes geführt hat, bin ich in der Lage diesem Gedanken zu folgen, der in den Formulierungen auflebt. Dies funktioniert aber nur, wenn wir über zumindest ähnliche Begriffe schon verfügen. Sagt er nur ein einzelnes Wort, ist es auch noch nicht möglich. Nehmen wir nun wirklich mittels desselben Sinnes im sichtbaren Bereich eine Bedeutung am einzelnen Ding wahr? »Nämlich die Bedeutung, die das jeweilige Ding hat. Wir nehmen am Tisch die Bedeutung Tisch, am Stuhl die Bedeutung Stuhl ... wahr« (S.113). Das hieße, dass die von vielen großen Geistern tief empfundene Kluft zwischen Wahrnehmung und Denken nicht existiert und damit auch nicht die Frage nach dem Verhältnis von Objekt und Sub-

jekt, mit der bedeutende Denker philosophisch gerungen haben. Eine Kernfrage der abendländischen Philosophie würde sich damit als völlig nichtig erweisen.

Und weiter ist zu fragen: Ist es wirklich dasselbe, ob wir einem Menschen begegnen, dessen Ich wir unmittelbar auffassen in wörtlich zu nehmender Geistesgegenwart, oder ob wir, wie Auer beschreibt, etwas von dieser Person z. B. in ihrem Schreibstil, ihrem Malstil, oder ihrem plastischen Stil wahrnehmen? Die Person ist in dem von ihr verfassten Roman, dem von ihr gemalten Bild nicht aktuell anwesend. Wir treffen auf ihre Spuren wie auf Fußabdrücke im Sand und schließen aus den spezifischen Merkmalen, dass es sich um diesen oder jenen Maler, Musiker oder Bildhauer handelt. Das ist aber keine Wahrnehmung, sondern eine vielschichtige Urteilsbildung. Laut Rudolf Steiner haben wir eine völlig selbständige Wahrnehmung eines anderen Ich, unabhängig von anderen Sinnen. Bei Wolfgang Auer erscheint das andere Ich aber nur mittelbar durch das Sehen, Hören oder Tasten und tritt durch die Betätigung des Stilsinnes (den Göbel gleichermaßen beschreibt) in unser Bewusstsein.

Angesichts dieses so vielschichtigen Themas wünschte man sich ein Buch, das nicht den Anspruch vertritt, auf alle Fragen in allen Sinnesbereichen eine endgültige Antwort zu geben. Wären manche Aussagen als Denkmöglichkeiten formuliert, wäre man als Leser viel mehr miteinbezogen und würde nicht immer wieder an der Ausschließlichkeit mancher Feststellungen anstoßen. Davon gibt es noch mehr in dem Buch als die oben erwähnten. Alles in allem ist Sinnes-Welten ein sehr anregendes Buch, das hoffentlich bei vielen Lesern Widersprüche weckt. Das ist vielleicht nicht die erklärte Absicht des Autors, aber das Buch könnte dadurch außerordentlich fruchtbar werden. Das umfangreiche Literaturverzeichnis ist für sich genommen schon wertvoll.

»Sinnes-Welten« eignet sich sehr gut zur Gruppenarbeit. Wenn man es intensiv benutzt, lösen sich allerdings bald einzelne Seiten aus der Bindung und man hält lose Blätter in der Hand.

Marita Rosslenbroich